



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Cholerafranken zu leben und sich zu beschäftigen. Wenn Herr Stanhope, was jeder Menschenfreund mit ihm wünschen wird, unter diesen Verhältnissen gesund bleibt, so wird er damit nicht beweisen, daß er in Folge der Inpflanzung für die Cholera unempfindlich gewesen sei. Man wird ihn reichlich mit demselben Recht zu denen zählen können, die trotz dauernder und nächster Gelegenheit, die Krankheit zu erwerben, sei es durch des Zufalls Gunst, sei es durch eine Körperbeschaffenheit, die dem Cholera Bazillus nicht zu haften gestattet, von ihr verschont blieben. In der vorliegenden Form ist also das Experiment des Herrn Stanhope schlecht eingeleitet und darum völlig unnütz.

Ob es nun erlaubt ist, am Menschen mit dessen Einwilligung ernstere Versuche zu machen, bei denen Zufälligkeiten möglichst ausgeschlossen sind und das Experiment, wenn seine Voraussetzungen unrichtig waren, unmittelbar dem Objekt die tödtliche Krankheit bringt, das ist eine sehr zweifelhafte Frage. Lassen wir sie beiseite. Will Herr Stanhope wirklich ein entscheidendes Ergebnis erzielen, so ist nicht das Krankenhaus, sondern das Laboratorium auch ferner die zu empfehlende Stelle. Hier würden unserm Helden verschiedene einwandfreie, unmittelbar zum Ziel führende Verfahrensweisen zur Verfügung stehen.

Von dem entwickelten Standpunkt aus muß es jedem Sachverständigen verwunderlich erscheinen, daß man Herrn Stanhope für eine schon vorher überall verkündete, ganz unnütze Ausführung im Hamburger neuen Krankenhause Platz geboten hat. Man hätte den Herrn ins Laboratorium zurücksenden und die von ihm begehrte Stelle mit einem tüchtigen Wärter besetzen sollen. Kranke sollten nicht einem Manne preisgegeben werden, der nicht im Interesse der Pflege, sondern zu ganz andern Zwecken (schlechte Menschen könnten gar von Sport oder Necklame reden) sich eindrängt, der der „Reinheit“ des Versuchs wegen sich möglichst unreinlich zu verhalten gewillt ist*) und damit andre, Gesunde wie Kranke, gefährdet.

hoffen wir, daß die Berichte der Tagesblätter, besonders so weit sie die Beteiligung der Hamburger Krankenanstalten an dem Fall Stanhope betreffen, ungenau und übertrieben sind. Aber selbst dann werden die vorstehenden Zeilen nicht unnütz sein. Mißverständnis wissenschaftlicher Enthusiasmus und minder erfreuliche Beweggründe werden immer einmal wieder Gestalten wie Herrn Stanhope hervorbringen. Ihnen soll gesagt sein, daß, wenn auch der Staat sie selbst in ihren Bestrebungen nicht hindert, Krankenhäuser und Kranke doch nicht Tummelplatz und Gegenstände ihres Treibens sein dürfen.



Litteratur

Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele von Wilhelm Wundt. Zweite, umgearbeitete Auflage. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1892

Der Verfasser will mit dieser Neubearbeitung eine „Jugendstunde“ wieder gut machen. Die erste Ausgabe ist nämlich schon vor dreißig Jahren erschienen, und

*) Aus den „Berliner neuesten Nachrichten“ Nr. 485 ist zu ersehen, daß Herr Stanhope in einem langen Bericht im New York Herald sich rühmt, er esse mit seinen ungereinigten,

seitdem ist ein großer Teil der darin ausgesprochenen Ansichten durch die Ergebnisse der neuen, „Experimental-Psychologie“ genannten Wissenschaft hinfällig geworden. In seiner jetzigen Gestalt fällt der Inhalt des Buches der Hauptsache nach mit Wundts „Physiologischer Psychologie“ zusammen, von dem es sich nur durch Anordnung, Ausführung und geringeren Umfang unterscheidet. Es beginnt mit der Entwicklung des Weberschen Gesetzes (die Empfindung wächst wie der Logarithmus des Reizes) und schließt mit einem Versuch, die Frage nach dem Wesen der Seele zu beantworten. Die Untersuchungen des Seelenlebens der Tiere nehmen nicht viel Raum ein. Ein englischer Reverend spricht von den „Begräbniszereemonien“ der Ameisen und erzählt: „Ich bemerkte eines Tages in einer Kolonie einen unterirdischen Friedhof, auf dem Ameisen beschäftigt waren, ihre Toten zu bestatten, indem sie sie mit Staub bedeckten. Eine von ihnen, augenscheinlich von einer heftigen Gemütsbewegung überwältigt, wollte die Körper wieder ausgraben, wurde aber von den Totengräbern daran gehindert.“ Solche Phantastereien lehnt Wundt mit großer Entschiedenheit ab. Zu einer andern solchen Tierdichtung, wo von Prinzessinnen und Hofmeisterinnen die Rede ist, bemerkt er, lediglich die willkürliche Bezeichnung „Königin“ für die Eierlegenden Weibchen der Ameisen und Bienen habe dazu verleitet, solche dem Menschenleben entnommene Vorstellungen in die Tierseelen hineinzudichten. Namentlich die Anwendung des Ausdrucks „Staat“ auf gewisse Tiergesellschaften habe mehr verwirrend als erleuchtend gewirkt. Was die geistige Leistungsfähigkeit der diesen „Staaten“ angehörigen Individuen anlange, so müßten die übertriebenen Vorstellungen der ältern Bienen- und Ameisenkenner „nach den unter sorgfältiger experimenteller Kontrolle ausgeführten Beobachtungen bedeutend ermäßigt werden.“ Wundt bewahrt also diesen Dingen gegenüber durchaus die Ruhe des nüchternen, gewissenhaften Forschers; doch scheint uns sein Versuch, den Instinkt aus der Vererbung erworbener Gewohnheiten zu erklären, nicht ganz gelungen zu sein. Die Erklärung der erworbenen Instinkte ist ja einleuchtend genug. Bekanntlich nimmt man an, daß durch oftmalige Wiederholung einer Handlung zwischen den Sinneszentren und den motorischen Zentren im Gehirn feste Leitungen entstehen, die zur Folge haben, daß bei einer gewissen Sinneswahrnehmung eine gewisse Bewegung als halb mechanische Reflexbewegung eintritt, daß z. B. beim Anblick einer gewissen Notengruppe von den Fingern bestimmte Klaviertasten getroffen werden. Für die vererbten Instinkte hingegen reicht keine Hypothese zu. Wenn z. B. die Raupe zweckmäßige Veranstellungen für ihre Verpuppung trifft, wenn die eine ein Gehäuse baut, das von innen leicht, von außen schwer zu öffnen ist, die andre den Granatapfel, in dem sie haust, mit Seidenfäden an den Baumzweig befestigt, damit er nicht eher abfalle, als bis die Verwandlung vollzogen ist, so kann dabei doch unmöglich an Vererbung einer durch Übung erworbenen Gewohnheit gedacht werden. Denn keine ihrer Vorfahren hat in dieser Hinsicht Gewohnheiten durch Übungen erwerben und vererben können. Jede hat die Einpuppung nur einmal in ihrem kurzen Leben durchgemacht, und hätte es nicht gleich schon die Stammutter aller Raupen zweckmäßig angefangen, so wäre mit ihr das ganze Raupengeschlecht im Keime zu Grunde gegangen. Wundt sagt denn auch selbst: „Da wir die Lebensgeschichte des Geschlechts im einzelnen nicht kennen, so folgt in der That schon hieraus, daß wir hier überall auf eine wirkliche genetische Erklärung des Instinkts Verzicht leisten

mit Blut und Abgängen der Cholera-kranken beschmutzten Händen mit den Kranken aus denselben Geschirren, schlafte in deren beschmutzten Betten und rieche jetzt schon wie ein Cholera-kranker.

müssen.“ Und weiterhin: „Wie sollen wir uns die Lebensgeschichte einer Art überhaupt möglich denken, bei der eine solche Summation von Übungsanlagen sich vollzieht, daß schließlich eine so verwickelte Folge von Instinktthandlungen wie die der Raupe des Nachtpfauenauges entsteht?“ Der Satz, mit dem er die Erörterung der Vererbungstheorie schließt: „Aber annehmen dürfen wir nach Maßgabe der allgemeinen psychischen Eigenschaften mit Bestimmtheit, daß überall äußere Lebensbedingungen und von Gefühlen ausgehende Willenshandlungen in ihrer innigen Verbindung die Ausbildung ursprünglicher Lebensgewohnheiten bestimmt haben,“ dieser Satz kann doch wohl nur als ein verhüllter Verzicht auf die Erklärung angesehen werden. Dabei hat Wundt noch nicht einmal erwähnt, daß die Vererbung, und zwar nicht bloß die Vererbung erworbener Gewohnheiten, sondern die Vererbung an sich und überhaupt das Wunder aller Wunder ist. Wie können Gehirnleitungen, Nasenformen oder beliebige andre Körperteile, Einrichtungen und Eigenschaften vererbt werden durch die mikroskopische Eizelle, die weder ein Gehirn, noch eine Nase, noch sonst etwas dergleichen enthält? Man muß Herrn Häckel den Ruhm lassen, daß er den Mut gehabt hat, sich an dieses Wunder heranzuwagen und das Geheimnis durch ein andres zu erklären, indem er den Zellen Gedächtnis zuspricht. Gewiß ein köstlicher Fall jener Ironie, mit der sich der Menscheng Geist selbst zu verspotten pflegt, wenn er am Ende seiner Weisheit angelangt ist! Nachdem sich die Naturwissenschaft so unendlich viel Mühe gegeben hat, uns zu beweisen, daß keinerlei geistige Leistung, sei es eine Erinnerung oder ein Urteil oder Entschluß, möglich sei ohne ein Gehirn oder wenigstens einen Nervenapparat, und zwar ohne einen solchen von entsprechender Größe und Struktur, wird zuletzt einer einzelnen Zelle Gedächtnis zugeschrieben, und was für ein Gedächtnis! Ein Gedächtnis, dem zugleich die wunderbarste Gestaltungskraft innewohnt. Es bleibt schon dabei: die Naturwissenschaften sind beschreibende Wissenschaften. Sie zeigen uns, was da ist und wie es ist, aber nicht, wie das Seiende geworden ist. Nur innerhalb kleiner in sich abgeschlossener Kreise, z. B. des chemischen Prozesses, des Blutumlaufs, der Nerventhätigkeit, vermögen sie Auskunft darüber zu geben, wie eines aus dem andern hervorgeht, oder vielmehr auch das noch nicht, sondern nur, unter welchen Bedingungen eins auf das andre folgt.

So wertvoll als interessant ist die Theorie der Willensfreiheit, die Wundt in diesem Buche wie in seiner Ethik entwickelt; sie darzustellen, würde eine eigne Abhandlung erfordern. An der zuerst von Locke überzeugend nachgewiesenen Unvergleichbarkeit der physischen und der psychischen Vorgänge hält er fest. Auch nach ihm kann Physisches immer nur aus Physischem und Psychisches nur aus Psychischem hervorgehen; zwischen beiden Reichen ursächlicher Verkettung besteht ein Parallelismus, der uns in einem bestimmten Abschnitte der physikalischen Ereigniskette, nämlich soweit mit Nerven ausgerüstete Organismen vorhanden sind, als wechselseitiges Eingreifen beider in einander erscheint. Diese Zweifelt des Weltinhalts zur Einheit zu verknüpfen, ist nicht mehr Aufgabe der Erfahrungswissenschaften, sondern Aufgabe der Philosophie. Also auch Wundt führt uns im Grunde genommen über Leibnizens prästabilierte Harmonie nicht hinaus. Was nun das eigentliche Problem der Psychologie anlangt, so kommt er zu folgendem Ergebnis: „Unsre Seele ist nichts andres als die Summe unsrer innern Erlebnisse selbst, unsers Vorstellens, Fühlens und Wollens, wie es sich im Bewußtsein zu einer Einheit zusammenfügt und in einer Stufenfolge von Entwicklungen schließlich zum selbstbewußten Denken und zum freien sittlichen Wollen erhebt. Nirgends wird uns in der Erklärung des Zusammenhangs der innern Erlebnisse ein Anlaß ge-

geben, diesen aktuellen Seelenbegriff auf etwas zurückzuführen, das nicht immer wieder dieser Zusammenhang des Vorstellens, Fühlens und Wollens selbst wäre. Die Fiktion einer transcendenten Substanz, welche diesen Inhalt unsers Seelenlebens nur als eine äußere Wirkung hervorbringen soll, die gleich einem vergänglichen Schattenbilde an dem uns unbekannt bleibenden Wesen vorüberziehe, diese Fiktion verkennt nicht bloß den wesentlichen Unterschied unsrer innern von der äußern Erfahrung, sondern sie droht auch alles, was unserm geistigen Sein Wert und Bedeutung verleiht, in bloßen Schein zu verwandeln. Was in unserm Bewußtsein geschieht, ist unmittelbares Erlebnis. Als solches fordert es nirgends jene Unterscheidung eines von unsrer subjektiven Auffassung unabhängigen Substrats, welches für die Naturbetrachtung durch den Begriff der Natur [nicht vielleicht der Materie, wie Wundt an andern Stellen deutlicher sagt?] als des uns gegebenen und unabhängig von uns existirenden Zubegriffs der wirklichen Dinge gefordert wird" (S. 492). Uns, die wir uns zur Theorie der „Seelenmonaden“ bekennen, vermag er damit nicht zu überzeugen. Daß die Frage nach dem Zustande der Seele, der unserm bewußten irdischen Leben vorangeht oder nachfolgt, nicht in die empirische Psychologie gehört (S. 477), ist richtig. Aber die andre Frage kann sie nicht ganz abweisen: was ist die Seele im traumlosen Schlaf? Ist sie da gar nicht vorhanden, weil ja gar keine „Summe innerer Erlebnisse“ vorhanden ist? Und wenn man antwortet, die innern Erlebnisse seien wohl vorhanden, aber nur latent, so fragen wir weiter, wo halten sie sich verborgen? Im Gehirn, nach Wundt wenigstens, auf keinen Fall; denn die Ansicht, daß jede Vorstellung ihr eignes Häuschen, eine Gehirnzelle habe, die sie bewohne, und von der aus sie sich erforderlichen Falls bemerklich mache, weist er als ganz unzulässig zurück. Ja wir brauchen gar nicht einmal den Schlaf in Betracht zu ziehen, sondern nur die zahllosen Vorstellungen, die die Seele des entwickelten Menschen beherbergt, und von denen in jedem Augenblick nur eine oder nur eine kleine Gruppe im „Blickpunkte des Bewußtseins“ gegenwärtig ist, und wir werden mit Augustinus verwundert ausrufen: Wo warst du, meine Vorstellung, ehe ich dich rief?

Berliner Neudrucke. Herausgegeben von Prof. Ludwig Geiger und Dr. Georg Ellinger. Berlin, Gebrüder Paetel.

Unter diesem Titel erscheinen in Berlin seit einer Reihe von Jahren Neudrucke von selten gewordenen Werken unsrer neuern Litteratur, die in irgend einer engeren Beziehung zu Berlin stehn. Aber schon die ersten Bändchen haben gezeigt, daß deshalb von einer Beschränkung des Interesses auf Berliner Leser nicht die Rede sein kann: diese Drucke sind überhaupt für die deutsche Litteratur- und Kulturgeschichte der letzten Jahrhunderte von Wert und Wichtigkeit, und deshalb glauben wir, auch hier mit einem Worte auf sie hinweisen zu sollen.

In zwei Sammlungen — jede zu vier Nummern — haben L. Geiger und G. Ellinger abwechselnd die beiden ersten Jahrgänge von Nicolais „kleinem feynem Almanach“, drei Singspiele Christian Neuters, die „Musen und Grazien in der Mark“ von Schmidt, den 1806 von Chamisso und Warnhagen herausgegebenen Musenalmanach, einen Faust von Julius von Voß, die Singsgedichte von Joh. Joach. Ewald u. a. neu drucken lassen. Jedem Abdrucke ist ein kleiner biographisch-kritischer Aufsatz vorangeschickt und Anmerkungen beigegeben. Der reichhaltigste und wertvollste Band bis jetzt ist die Sammlung von „Berliner Gedichten“ aus den Jahren 1763 bis 1806, die Geiger in der zweiten Reihe zusammengestellt hat.

Jetzt ist eine neue, dritte Reihe begonnen worden mit dem Abdrucke einer Anzahl unbekannter Aufsätze und Kritiken und einiger kleinen Gedichte von Arnim von Arnim, denen noch ein paar Kleinigkeiten Clemens Brentanos beigelegt worden sind. Arnim und Brentano sind in den Jahren 1819 bis 1820 Mitarbeiter an einer Berliner Zeitschrift, dem „Gesellschafter“ gewesen, und namentlich Arnim hat, obwohl er sich einmal ziemlich verächtlich über das Blatt ausspricht (es sei „wenigstens nicht tückisch und dumm zugleich wie ähnliche; nur zuweilen etwas dumm, wie es auf Erden so geht“), fleißig beigelegt; denn außer dem hier wieder gedruckten brachte es in der kurzen Spanne Zeit mehrere Novellen von ihm, dazu dramatische Bruchstücke und eine Menge kleiner Notizen. Von dem Neudruck sind alle diese zuletztgenannten Beiträge ausgeschlossen worden, weil sie entweder in Arnims gesammelte Werke Aufnahme gefunden haben oder dem Herausgeber zu unbedeutend erschienen sind. Freilich gilt auch noch von der beschränkten Sammlung des Neudrucks, was Arnim 1822 einmal von seiner litterarischen Thätigkeit überhaupt sagte: Was meine Schriftstellerei angeht, so leidet sie an der Vielheit der Pläne, die mich abwechselnd durchkreuzen. Bald spricht er sich über Staatstheorie und Litteraturgeschichte, bald über Politik und Geisteskunde, bald über Cornelius'sche Martons und altdeutsche Volkslieder aus. Doch verleugnet er nirgends seine eigentümliche Denk- und Schreibart. Brentano mahnt in Parabeln, scherzt in Träumen und preist entzückt in Prosa und Versen den Fidelio und seine Berliner Darstellerin.

Schlesien unter Friedrich dem Großen. Von Dr. C. Grünhagen, Königl. Geh. Archivrat und Professor an der Universität Breslau. Zweiter Band. 1756 bis 1786. Breslau, Wilhelm Köbner, 1892

Dem ersten Bande dieses Werkes, den wir voriges Jahr angezeigt und kurz besprochen haben, ist vor kurzem der abschließende zweite gefolgt. Er umfaßt die Zeit vom Ausbruche des siebenjährigen Krieges bis zum Tode des Königs und behandelt in dem ersten Hauptteile die Ereignisse in Schlesien während des siebenjährigen und des bairischen Erbfolgekrieges, im zweiten die innern Verhältnisse des Landes. Dem darstellenden Texte schließen sich, wie in dem ersten Bande, als besondrer Abschnitt die Quellenangabe an; und zwar in so großer Zahl, daß nur wenige Seiten des Textes der Belege entbehren. Ein sorgfältiges Namen- und Sachregister bildet den Schluß des Ganzen.

Es läßt sich von diesem neuesten Werke des Altmeisters der schlesischen Geschichte sagen, daß durch sein Erscheinen ein in den gebildeten und gelehrten Kreisen der Provinz und darüber hinaus längst und tief empfundenen Wunsch in Erfüllung gegangen ist, und daß der Verfasser die deutsche Geschichtswissenschaft um ein gediegenes Werk bereichert hat.

Druckfehlerberichtigung. Der Name des belgischen Städtchens, wo Rittinghausen gestorben ist (Heft 38, S. 565 Z. 14 von unten) heißt nicht Drth sondern Ath.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig